

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 11 (1969)

Artikel: Otto Braschler, ein Maler eigener Prägung
Autor: Wehrli-Knobel, Betty
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

trachtet das Gefühl der Geborgenheit, der Freude und des Glücks vermittelt.» So wird man in der Tat vor Giacomettis Werken empfinden. Wie innig ist er mit seiner Familie verbunden, mit der Frau Anetta, geb. Stampa, mit den Kindern Alberto, Diego, Ottilia, Bruno. Vor allem der Erstgeborene, Alberto, ist ihm — hier darf man das banale Wort brauchen — ans Herz gewachsen. Er hat ihn immer wieder gemalt: als Wiegenkind in weißen Kissen, die dunklen Augen schauen staunend, wie Kinderaugen staunen, uns an; die molli- gen Händlein sind lebhaft gespreizt, als wollten sie die Welt fassend ergründen. Das Bildnis hat geschnitzten und gemalten Rahmen; das tut der stolze Vater nicht anders und groß den Namen des kleinen Erdenbürgers dazu geschrieben. Er hat Alberto 1908, 1910, 1915, 1916, 1918, 1923 porträtiert. Einmal heißt's «Le-sender Knabe» und ist nachts 11.30 Uhr, Pastell und Kohle, fertig. Nachher wird's noch in Öl ausgeführt. Mit dem Silberstift gezeichnet erscheint der interessante Kopf Albertos mit dem mächtigen Haarschopf, ich weiß nicht, in welchem Jahr.

Aber nun das Bild, ein Ölgemälde, das mich beschäftigt und aufgewühlt hat. Es gehört wohl nicht zu den besten Schöpfungen Giovanni Giacomettis. Aber ich schaue nicht auf den Pinsel, ich schaue dem Vater ins Herz. Es heißt *Lo scultore*. Das ist ein hohes Wort. In Klammer steht: Alberto. Alberto ist der scultore. Er steht der geliebten Mutter, seinem Modell, schaffend gegenüber, die hochaufgerichtet, im Silber ihrer reifen Jahre mit halb geöffneten Augen vor ihm wartet, in brauner Jacke und blauer Halsschlinge. Neben ihr das zu vollendende Werk. Rechts der Künstler, das schmale Haupt mit der mächtigen, dunklen Haarfülle, die Züge gespannt, die Augen weit geöffnet, voll schöpferischer Leidenschaft und der Angst: gelingt's?

Ein innig liebender, hoffender und vertrauender Vater hat *Lo scultore* gemalt (1923). Er kennt die Begabung des Sohnes, seinen Fleiß, Einsatz und Schöpferwillen. Er weiß um seine

Berufung, weiß auch, Berufung ist Glück und Not und Sorge und Leid. Die Zeiten sind schwer, Krisenzeiten. Wer braucht da den Künstler? Für wen führt er Pinsel und Meißel? Und doch... Wohin geht sein Weg?...

Giovanni Giacometti starb 1933. Er hat die Entwicklung seines Lieblingssohnes, seines Stolzes und Hoffens verfolgen dürfen. Seine Sorgen, Grübeleien, Experimente, Zweifel, Durchbrüche mit bewegtem Vaterherzen mitmachen dürfen, müssen. Aber die plastischen Darstellungen der surrealistischen und nachsurrealistischen Epoche erlebte er nicht mehr: diese Schemen, aus denen alle Leiblichkeit gewichen, diese Boten aus der Leere, überlängert, verkrustet, halmdünn — «die zeugte kein menschlich Haus» — «ins Symbolische gesteigert Versichtbarung existenzieller Gefährdung», diese Verlorenheit des Menschen im unermeßlichen Raum. Albertos Menschen sind durch apokalyptische Katastrophen hindurchgegangen, geschaffen von einem, der die Wundmale unsrer Zeit trug. Der Existenzialist Sartre hat ihn verstanden.

Alberto hat vieles verworfen, das er geschaffen, vieles zerstört, um wieder anzufangen. «Jawohl», sagte er einmal, «ich mache Bilder und Plastiken, und zwar von jeher, seit ich zum erstenmal gearbeitet und gemalt habe, um die Wirklichkeit anzuprangern, um mich zu verteidigen, um mich zu ernähren, um stärker zu werden, um mich des Hungers, der Kälte, des Todes zu erwehren.»

Als er im Dezember 1965 ins Kantonsspital in Chur kam, nach einer Arbeitsnacht bis zum Morgen in seinem Pariser Atelier, erschöpft eintrat, abgemargert, schwer krank, wie der besorgte Arzt, Prof. Markoff, feststellte, war es sein heisser Wunsch, Zeit zu gewinnen, Zeit, noch einmal zurückzukehren ins Atelier. Vielleicht noch eine kurze Woche ins Atelier! Sein Werk ist noch nicht abgeschlossen. Er hat das Letzte noch nicht gegeben. Sein Ringen und Schaffen ist noch nicht gekrönt, trotz Ruhm und Ehrungen! ... Das Letzte!

Aber das Letzte, wer schüfe es unter zeitlichen Wesen?

Der Tod löschte ihn sanft aus, den scultore, sanft wie er die geliebte Mutter hatte sterben gesehen.

Otto Braschler, ein Maler eigener Prägung

Zu seinem 60. Geburtstag am 27. Januar 1969

Von Betty Wehrli-Knobel

Man könnte ihn den Epiker, den Statiker unter den Malern Graubündens nennen, der erzählt und schildert, der die Natur, die Landschaft, den Menschen in dem ihm gewidmeten Porträt nachbildet und auf diese Weise unverwechselbare Zeugnisse, daß die Dinge *so* waren, für später Kommende schafft. Dieser Art des Malens und damit auch sich selber bleibt Otto Braschler treu. Er ist keiner zeitbedingten Richtung verschrieben und hat demzufolge keine Konzessionen zu machen.

Braschler? Ist er ein Bündner? Der Name tönt nicht so. Auf diese in

Graubünden gern gestellte Frage antwortet des Künstlers «Steckbrief», daß er Bürger von Volketswil ZH und Chur ist. Seine Wiege stand in Ins, der Heimat seiner Mutter und jener Meister Albert Ankers, der Frau Rosa Braschler, als sie ein kleines Mädchen war, verschiedentlich in einem seiner unvergänglichen Kinderbilder verewigte. Als Otto Braschler zwei Jahre alt war, kam sein Vater, der bündnerischer Kantonsgeometer wurde, mit seiner Familie nach Chur. In Chur ist Braschler aufgewachsen. In Chur besuchte er die Kantonsschule, die er mit der technischen Matura abschloß. Chur wurde die Stadt seines

Wirkens und Schaffens, die Stadt seines Schicksals, könnte man sagen.

Zeichnen war ihm immer eigenstes Anliegen. Nachdem er kurze Zeit im Büro seines Vaters aushelfend tätig gewesen war, reifte in ihm der Entschluß, die Ecole des Beaux Arts in Genf zu besuchen, dies von 1930 bis 1934, und das Patent eines Zeichenlehrers zu erwerben. Als solcher vikarierte er während eines Jahres in Frauenfeld. Wer ihn nun dazu ermutigte, sich für einen längeren Studienaufenthalt nach Paris zu begeben, war der Churer Arzt Dr. med. Max Schmidt. Er hatte dem jungen Braschler ein Porträt in Auftrag gegeben. Der Zuspruch des kunstverständigen Arztes, das Honorar, das er erhielt, bewogen ihn, den Schritt zu wagen. 1937 kehrte er nach Chur zurück.

Damals malte er in einem im elterlichen Haus an der äußeren Loe-straße, als diese noch ländlichen Charakter hatte, eingerichteten, engen Atelier Landschaften wie den Rhein bei Reichenau oder bei Haldenstein, das Calanda-Massiv, Porträts junger Mädchen und Frauen, aus der Weltliteratur bezogene Impressionen wie Don Quijote, den Ritter von der traurigen Gestalt, und dessen Knappen Sancho Pansa, den sagenumwobenen Jürg Jenatsch u. a. Aus jener Zeit gibt es mit dem Zeichenstift wie auch in Öl ausgeführte Bildnisse ihm begegnender Menschen, markanter Persönlichkeiten der bewegten Dreißigerjahre wie z. B. Großrat Fritz Schwarz in Bern und dann auch das vielen bekannte Porträt Otto Hürschs, des Besitzers der Konditorei unter den Arkaden an der Poststraße.

Otto Braschler, weder ein Revoluzzer, noch Rebell des Pinsels und der Farben, die Grenzen des Figürlichen nicht verlassend, innerhalb derselben seiner Sache aber kundig und sicher, kein Verneiner, sondern ein Bejager, der seine Motive mit den Augen und dem Herzen aussucht, kennt Chur, die Stadt seines Schicksals, bis in ihren hintersten Winkel. Er kennt sie mit ihren alten Gassen, mit den aus längstvergangenen Jahrhunderten

stammenden Häusern, mit Toren, Erkern und Giebeln, mit Windfahnen, Wasserspeiern, Inschriften und eingemeißelten Wappen, mit dem erhaltengebliebenen Steinpflaster der geschichtsträchtigen Reichsgasse zum Beispiel, über das die römischen Heere schritten und Jürg Jenatsch seinen stampfenden Rappen lenkte. Er kennt sie mit ihren Häuserdurchgängen, wie wir diesen in den kleinen Städten Vorarlbergs und des Fürstentums Liechtenstein, in Innsbruck, Salzburg und Graz begegnen, mit den verspielten Hinterhöfen, in denen Rosen und Lilien blühen und Geranien aus schmalen Fensteröffnungen quellen. Er liebt diese Stadt, die Stätte seines künstlerischen Schaffens, und er kündigt und deutet sie in seinen Bildern, von welchen wir eines ganz besonders ins Auge gefaßt haben: Ein Ölbild, großen Formats, den Blick vom oberen Lürlibad aus auf die beinahe weißlich gegen die dunkle, föhnige Bläue im Talgrund des Rheins gehaltene Stadt wiedergebend, sanft bewegt der Himmel, matt silbern in der Ferne die Berge.

Während mehreren Jahren arbeitete Otto Braschler in seinem im Hause Abys an der Kirchgasse befindlichen Atelier. Seit 1959 steht ihm ein eigenes Atelierhaus an einem der schönsten Punkte der alten Curia Rätorum, an der Halde, ganz nahe dem Churer Schiller-Rebengebiet, zur Verfügung.

Ein Künstlerheim mit der diesem eigenen Atmosphäre, farbenfroh und formvoll alles; die gestaltende und waltende Hand der kunstverständigen, liebenswürdigen Gattin, Frau Heidi Braschler-Opbrecht, ist allenthalben spürbar, einer aparten Erscheinung, mit leicht altmodisch, ihr aber ausgezeichnet stehendem aufgestecktem bernsteinfarbenem Haar, die, wie wir den Eindruck gewinnen, ideale Gefährtin eines sich im heutigen Leben durchzusetzenden Künstlers.

Das Atelier ist über alles Erwarten geräumig und besitzt das berühmte Oberlicht der alten Pariser Ateliers. Es dürfte seine sieben bis acht Meter hoch und sechs bis sieben Meter in der quadratischen Breite messen.

Wohl ist Otto Braschler groß gewachsen, doch bedarf er natürlich, um zu gewissen Gestellen und Tab-laren mit unbehandelten oder grundierten Leinwänden, Rahmen der verschiedensten Formate, Passe-Partouts usw. zu gelangen, einer Treppenleiter. Auf anderen Gestellen wiederum sind Pinsel und Farben, ist Leim und Gips und was zu der handwerklichen Ausrüstung eines Malers alles gehört, in Büchsen oder Flaschen, in Schachteln oder in gut lesbar angeschriebenen soliden Säcken zu finden. Leichter zu erreichen, zu ebener Erde, aneinandergereiht: Gemälde in ihren Rahmen, Leinwände oder Zeichnungen in Rollen, in Mappen, eine Vielfalt des Geschaffenen ohnegleichen.

Eine Lithographie «Planaterra» zieht unseren Blick auf sich, eine der besten Zeichnungen Braschlers, in welcher er diese ganz besondere Stadtpartie Churs in meisterlicher Weise eingefangen hat, mit den alten, die Reichsgasse säumenden Häusern, mit den Giebeln, den Dächern, den ragenden Kaminen, mit der ihr immer noch innewohnenden Schönheit und Poesie, aus der, ein Fanal des Lichten und Erhebenden, eine Pappel in die Höhe ragt.

An die dreißig Lithographien mit Motiven der Bischofsstadt hat Otto Braschler geschaffen. Eben dieser Tage setzte er den letzten Strich seines Stifts auf eine die Kirchgasse wiedergebende Zeichnung, die wir später wohl auch als Postkarte kaufen und sie an Freunde der Stadt am Fuße des grünen Pizokels verschicken können.

Menschen, Blumen, Landschaften gehören zu Braschlers beliebtesten Motiven. Er zeichnet sie mit Bleistift oder Tusche, gelegentlich auch mit dem Silberstift; er malt sie in der ihm eigenen Öltechnik oder als Aquarell, doch wird er auch zum Wandmaler und macht sich an ein Fresko, irgendwo eine Außen- oder eine Innenwand bemalend. So treffen wir denn von ihm ausgeführte Fresken am Churer Schützenhaus, an den Gaststätten «Zollhaus» und «Weißes Kreuz», in einem Raum der Buschwerkstätten in Chur, im Café «Ba-



Selbstbildnis / Silberstift

dus» in Sedrun, ein Wandbild am Schlachthaus an der Salvatorenstraße.

Unmöglich, sich etwa den Maler Otto Braschler, den man meistens in Manchesterhosen, einem leicht patinierten rötlichen oder bläulichen Pullover antrifft, auf dem sanft ergrauten Haar die schräg aufgesetzte Basenmütze, in einem mondänen Badeort oder einer turbulenten Weltstadt vorzustellen, wo er an seiner Staffelei stehen und malen würde! Er braucht die Natur, Wald, Wiesen, Felsen, Gebirge, einen Bach, einen See, das gewaltige Meer, eine gewisse Unwirtlichkeit eher denn liebliches Gestade als Hintergrund. Hell und Dunkel müssen da sein, Licht und Schatten, das Spiel der Wolken, Wind in den Zweigen der Bäume. Auch Menschen hat er nötig, Hirten, Kumpel, eine Bäuerin, eine Blumenverkäuferin, in ihr Spiel versunkene Kinder, damit er sie in der ihnen zugehörenden Eigenartigkeit lebensvoll ins Bild bannen kann.

Stille wohnt in Otto Braschlers Atelier. Draußen blüht mit Pfingstrosen und Lilien, mit seinen Bäumen der Garten, dessen Mauern gegen den Hang hin der Maler selbst erstellte, wie auch die Treppen und die Plattenwege, wobei er das Wappen der Braschler und der Opprecht, mancherlei Symbole mosaikartig in diese einfügte.

Nicht weniger als drei Katzen gehören zur glücklichen Familie. Immer wieder versucht Otto Braschler die sich blitzschnell bewegend Tiere ins Bild zu fassen, natürlich auch die genießerisch schlafende Katze, die spielende, die sich mit Fauchen und gespreizten Krallen zur Wehr setzende. Der Künstler könnte ein Katzenbuch bester Art herausgeben, das nötige Bildmaterial wäre jedenfalls vorhanden.

Unter den Bildern im Atelier entdecken wir eines mit der alten Churer Kaserne, mit der Ringstraße, mit blühenden Bäumen, kraftvoll und

nüanciert in der vom Künstler gerne angewandten Wachstechnik, dann eine Landschaft im bernischen Seeland, ein Bildnis der Frau des Malers, mit Malven, wie sie überhaupt — ein interessantes Modell — verschiedentlich gemalt wurde, die Tochter Amanda als Gemälde, der Sohn Urs, der, nach Knabenart, auf dem Bauche liegend liest oder ein anderes Mal Oboe spielt.

Von den meistens mit seiner Familie unternommenen Reisen bringt der Churer Maler jeweils eine reiche Beute mit heim. Er war mehrmals in Holland und in Frankreich, auch in Deutschland, dort in Bremerhaven und in der Gegend um Worpsswede, in der ihm zusagenden Heide- und Moorlandschaft, auch in Belgien, Jugoslawien, Spanien.

Neben den Motiven aus Holland, die er als getreuer Anerkenner der alten Meister vielleicht unbewußt ein wenig betont in dieser ganz bestimmten Art malte, überrascht uns die Farbigkeit eines «Fischerhafen von Estaques», dann «Marseille», großformatig in Öl das eine, als Aquarell das andere Mal, auch in Tusche, »Schiffswerften in Estaques» groß in der Konzeption, ungewohnt linear, kraftvoll und kühn in der Ausführung.

Eine Überraschung bereiten uns die in Belgien gemalten Bilder: Flußlandschaften, von unabsehbarer Weite getragen, wie Blei fließt das Wasser der Maas, dunkel dehnen sich die Felder, dunkel wirken die armütigen, in ihrer Tönung fast schwärzlichen Backsteinhäuser, deren Ernst und Schwere von einem türkisblauen Haustürchen belebt und erheitert wird. Höchst eindrucklich wiedergegebenes Kohlengrubengebiet im weiten Lande Belgien, wie wir es kaum je selbst so sahen oder erlebten, wie Auge und Hand des Malers uns dieses aufrufend ins Bewußtsein zu bringen verstanden.

Da gibt es aber auch, in der vielfältigen Schau der Bilder im Atelier Otto Braschlers, immer wieder einmal ein Stilleben als vom Maler offensichtlich mit ganz besonderer Liebe gepflegtes Motiv: Goldene Quitten

mit einer wie ein Geheimnis anmutenden dunkeln Schale, einem Gewichtstein das eine Mal, dann mit Blumen des Herbstes in ausladender Vase, eine ausgedrückte Farbtube liegt davor auf antikem Tisch. Oder ein Intérieur, ein Selbstbildnis auch, dieses aus verschiedenen Epochen des Lebens und künstlerischen Schaffens stammend, wobei eines der ganz frühen überaus interessant ist, mit einem allerdings leicht grimmig wirkenden Ausdruck, während Otto Braschler wohl ein nachdenklicher, manchmal über den Dingen grübelnder, immer aber ein gütiger, eher zufriedener Mensch ist. Gelöster, freier wirkt das sehr gut getroffene, mit dem Silberstift ausgeführte Selbstbildnis, dem wir zuletzt begegnen.

Eine Landschaft, die Otto Braschler ganz besonders faszinierte, ist jene der Insel Formentera, der spanischen Gruppe der Pityusen zugehörend, von wo er nach einem fünfwöchigen Aufenthalt eine wohlgereifte, reiche künstlerische Ernte nach Chur zurückbrachte. Eine unwirtliche Gegend, die aber ihren eigenen Reiz besitzt, ein bis an die Grenze matten Goldes reichendes Braun, wo monatelang nicht ein Tropfen Regen fällt, wo nichts grünt und blüht und man nur dornenbewehrte Kakteen antrifft. Ziegen und Schafe grasen auf der

kargen Weide, die eine solche eigentlich gar nicht ist, sondern eher eine Art Tundra des Südens. Sobald es einmal ein wenig regnet, reifen alsbald Melonen und Feigen, Mandeln und Trauben und selbstverständlich, was die Bevölkerung auch sehr nötig hat, Getreide. Dieses wird nach urältester Art mit Maultieren, die von Bauern oder Bäuerinnen angetrieben und überwacht werden, gedroschen. All' dies erzählt uns in seinen Bildern, die wir bis jetzt nicht kannten, Otto Braschler. Man möchte wünschen, daß bald wieder einmal (er ist Mitglied der GSMBÄ seit 1944 und hat in Chur, Basel, Zürich, Bern, Zug und Detroit USA ausgestellt) eine schweizerische Galerie ihre Wände für eine Auswahl seiner Werke zur Verfügung stellen würde.

Es finden sich unter diesen letzten Kostbarkeiten wie «Ins», in Gewitterstimmung, mit dem blauen Zug der Juraberge im Hintergrund, ein Porträt Claudia Schütter-Mengels, der bewährten Souffleuse des Zürcher Opernhauses, einstiger Churer Sopranistin, eines ihres Gatten Meinrad Schütter, des Musikers und Komponisten. Dann eine Tuschzeichnung «Rosenhügel», ein Winterbild «An der Plessur», aus dessen Weiß und zartem Bläulichgrau die Eiseskälte steigt und uns anrührt. Ein Aquarell

«Oldis» auch, eine Landschaft zwischen Untervaz und Haldenstein, sowie vom Lürlibad aus der Blick ins föhnige Oberland, eine Frühlingswiese in der von Braschler gerne angewandten Technik der kolorierten Tuschzeichnung.

Wie die Zeit vergeht! Draußen wird es langsam dunkel; der Abend steht vor dem Haus. Wir haben kaum gemerkt, während wir die Bilder betrachteten und ins Gespräch vertieft waren, wie die Stunden vorübergingen.

Mit Zauberhänden, mit der Hilfe von Tochter und Sohn, deckte Frau Braschler im Nu den Tisch, und so führten wir beim Abendessen unser nicht beendetes Gespräch, das nun aber auf die verschiedensten Lebens- und Erfahrungsgebiete hinüberwechselte, weiter.

Als ich spät abends, in einem alten Churer Haus aus der Zeit der Spätgotik zu Gast, im weißgetünchten, gewölbten Gemach müde ins Bett sinken wollte, rief mir ein mit Aquarellen der Bündner Maler Leonhard Meisser und Andreas Juon, einer Lithographie von Alois Carigiet an den blütenweißen Wänden hängendes weiteres Aquarell, die Insellandschaft Formentera darstellend, Otto Braschler und sein künstlerisches Schaffen erneut ins Gedächtnis.